

Mollenhauer, Klaus

Fiktionen von Individualität und Autonomie - Bildungstheoretische Belehrungen durch Kunst

Pädagogische Korrespondenz (1996) 18, S. 5-20



Quellenangabe/ Reference:

Mollenhauer, Klaus: Fiktionen von Individualität und Autonomie - Bildungstheoretische Belehrungen durch Kunst - In: *Pädagogische Korrespondenz* (1996) 18, S. 5-20 - URN: urn:nbn:de:01111-opus-89911 - DOI: 10.25656/01:8991

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:01111-opus-89911>

<https://doi.org/10.25656/01:8991>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://pk.budrich-journals.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, veröffentlichen oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

ESSAY

- 5 *Klaus Mollenhauer*
Fiktionen von Individualität und Autonomie –
Bildungstheoretische Belehrungen durch Kunst

DAS AKTUELLE THEMA

- 21 *Karl-Heinz Dammer/Michael Willemsen*
Renaissance der Berufsorientierung?

BERICHT AUS DER FREMDE

- 39 *Martin Heinrich*
Der Sozialpädagoge als homo oeconomicus

AUS WISSENSCHAFT UND PRAXIS I

- 49 *Andreas Gruschka*
Wie mißt und wie stimuliert man moralische Urteilskraft?
Von den Konflikten auf dem Weg zum guten und schlechten Menschen (Teil 1)

DAS HISTORISCHE LEHRSTÜCK

- 73 *Helmut Stövesand*
»Wen die Götter haßten, den machten sie zum Schulmann«
Karl Philipp Moritz' Roman Anton Reiser und seine nicht unbedeutenden
Winke für Lehrer und Erzieher

KÄLTESTUDIE

- 86 *Eike Pulpanek*
Im Ernstfall wird dichtgemacht
Oder: Die Öffnung der Schule

AUS WISSENSCHAFT UND PRAXIS II

- 93 *Rainer Bremer*
Der Professor hat eine Idee

DOKUMENTATION

- 106 Moderationsmethode und Zukunftswerkstatt
Eine Presseinformation

VERMISCHTES

- 107 *Karl-Heinz Dammer*
Der verbeamtete Gott

Klaus Mollenhauer

Fiktionen von Individualität und Autonomie – Bildungstheoretische Belehrungen durch Kunst

»Die Seele wohnt an jenem nahezu punktförmigen Ort, an dem das ›ich‹ sich entscheidet«. Das meinte der um dunkle Formulierungen nicht verlegene französische Wissenschaftshistoriker, Mathematiker und Kunstphilosoph Michel Serres. Immerhin: der Ort der Seele ist »nahezu« punktförmig. Das wird sogleich erläutert: »Ich schneide mir die Nägel ... Als Linkshänder nehme ich das Werkzeug in die linke Hand und lege die geöffneten Schneiden an die Nagelspitze des rechten Zeigefingers. Ich versetze mich in den Griff der Schere hinein, das ›ich‹ befindet sich nun dort«, die »linke Hand bearbeitet das Objekt rechter Zeigefinger ... Das ›ich‹ füllt meinen linken Zeigefinger ganz und gar aus« (Serres 1993, S. 17f.). Die Seele sitzt nun also im linken Zeigefinger, an der Kontaktstelle zur Schere, weil eben dort das »ich« sich entscheide.

Treffen wir bei dieser Operation vielleicht auch auf »Individualität« oder »Autonomie«? Man könnte das vermuten; Serres ist Linkshänder, und er, bzw. sein »ich«, »entscheidet« sich, etwa zwischen den Alternativen kürzer oder länger, gerade oder gekrümmt. Zu dieser Seite hin aber will Serres seine Selbstbeschreibung nicht erweitern. Er gibt sich zufrieden mit der Verwendung der Vokabel »Subjekt«. Es heißt nämlich auch: »Wie entscheidet sich das Subjekt?« – und »das Subjekt linke Hand bearbeitet das Objekt rechter Zeigefinger«. Nun darf man das gewiß eine ungenaue Formulierung nennen. Was aber mich im folgenden interessiert, ist die Frage, ob es nicht völlig hinreichend ist – und dann immer noch schwierig genug –, von Ich und Nicht-Ich, von Subjekt und Objekt zu reden? Wieso eigentlich benötigen wir – zumal die Pädagogen – eine Redegewohnheit, in der »Individualität« und »Autonomie« als herausgehobene Orientierungsmarken Geltung beanspruchen, in der Theorie wie in der Praxis? Gibt es hinreichende Gründe dafür, daß es nicht genug sei zu behaupten, die Exemplare unserer Gattung seien letzten Endes, der unendlichen Vielfalt von Determinanten wegen, »unteilbar«? *Muß* dieser triviale Sachverhalt noch ins Normative gewendet werden? Was ohnehin der Fall ist, bedarf keiner Bekräftigung. Oder »Autonomie«: sich selbst das Gesetz der Entwicklung und des Lebens vorschreiben – ist das nicht vielleicht eine Ausgeburt von Ignoranz oder eine vergebliche Hoffnung?

Derartige Fragen verfehlen natürlich den Sinn solcher Vokabeln, so wie sie in der Philosophie- und weiteren Geistes- und Sozialgeschichtsschreibung gebräuchlich sind. Dort hat man deutlich differenziert: Der soziologische Sinn etwa von »Individualisierung« oder von »Autonomie der Schulen« (neuerdings) ist ein zwar verwandter, aber doch anderer als der, der im Hinblick auf die Bildung des Menschen geltend gemacht wird, auch wenn er bereits vor mehr als 150 Jahren schon eine auf das

Soziale gerichtete Funktion hatte, etwa bei Schleiermacher. Wilhelm von Humboldt hat jenen engeren Rede-Sinn auf Formeln gebracht, die seitdem die pädagogische, besonders die bildungstheoretische Literatur beherrschen. (Die in der pädagogischen Literatur ausufernde Rede von Individualität und Individualisierung will ich hier nicht referieren.) Zur Erinnerung zitiere ich nur eine kleine Textpassage, an der, von Humboldt vielleicht nicht beabsichtigt, die Schwierigkeit des Problems deutlich wird:

»Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, daß sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Moment liegt ein unaufhörlich tätiges Bestreben, seiner inneren, eigentümlichen Natur äußeres Dasein zu verschaffen« (Humboldt 1960, S.603).¹

Wir, die Pädagogen, hören freilich diese Botschaft gern. Sie befriedigt unsere sentimentalischen Neigungen, für »Mündigkeit«, »Kreativität«, »Reform«, »Lebenswelt« – oder was sonst die Referenz-Etiketten der in dieser Frage einschlägigen Diskurse sein mögen. Aber: ob nun, beim Nägelschneiden, das »ich« im Zeigefinger sitzt oder ob es eine »innere, eigentümliche Natur« gebe, die sich ein »äußeres Dasein« zu verschaffen sucht – in beiden (und vielen ähnlichen) Fällen gibt es immer noch einiges zu klären. Können wir uns dabei mit Hilfe jener Objekte der europäischen Kultur belehren, die wir »Kunst« nennen? Die verzweigten begrifflichen Konnotationen, in die die Thematik hineinführen könnte – etwa: Ist der Ausdruck »Subjekt« nicht hinreichend für das, was gesagt werden soll? Ist der psychologische Begriff des »Selbst« nicht das Äquivalent für das, was Humboldt »Individualität« nennt? Haben die neueren »systemischen« Theorien das Problem nicht bereits liquidiert?² – solche Fragen will ich nicht behandeln; auch nicht die Frage, wie das »Ich« zu denken sei, in bezug auf »Subjekt«, »Selbst«, »Individualität«, »Autonomie« oder »innere, eigentümliche Natur«; in dieser Hinsicht verhalte ich mich philosophisch naiv und denke: das »Ich« ist die erste Person Singular im Satz. Mich interessiert nun, was im Satz (oder im Werk) das »Ich« über »sich« aussagt.

I INDIVIDUUM

Im 18. Jahrhundert glaubte Petrus Camper die geometrische Regel für die schöne menschliche Physiognomie gefunden zu haben; und Grandville spitzte das Problem, satirisch, 1844 noch zu (diese Hinweise verdanke ich Konrad Wünsche):

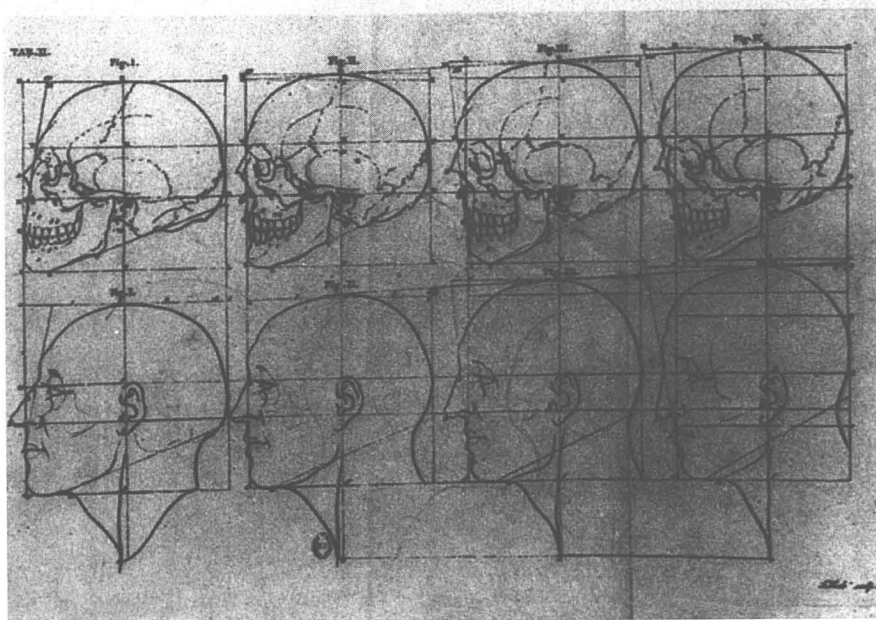
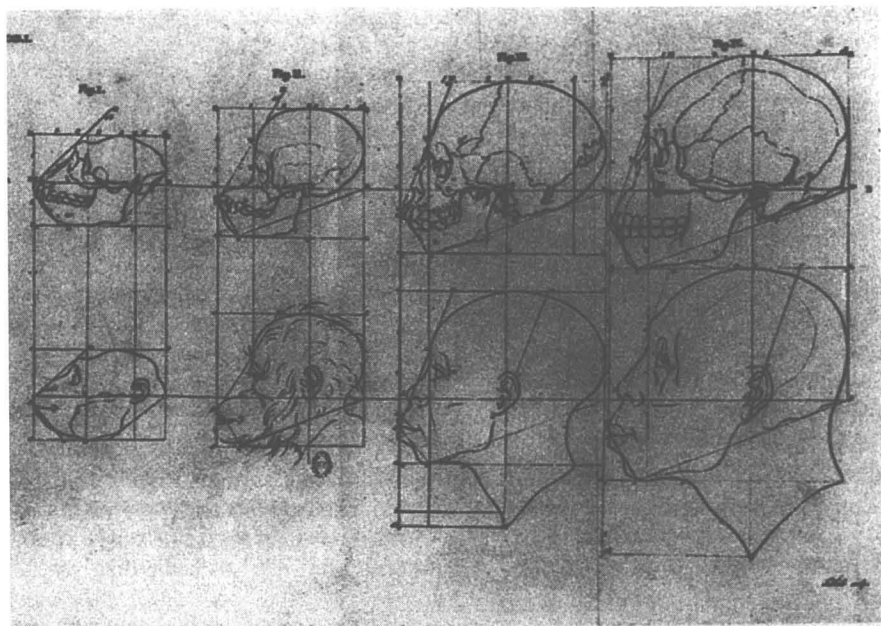


Abb. 1

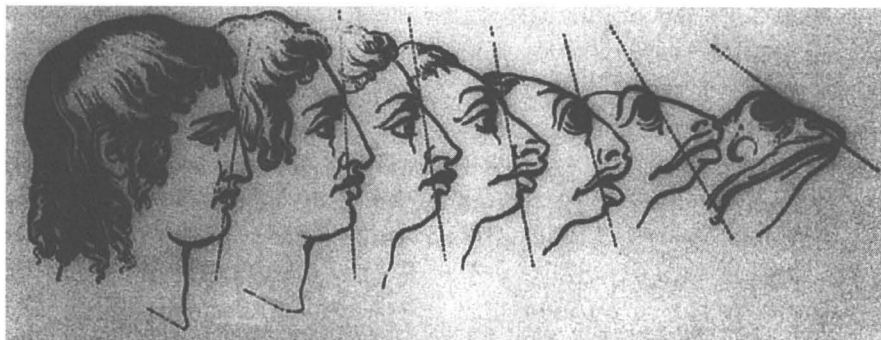


Abb. 2

Beide profitierten von den Kunst-Bemühungen der Renaissance. Leonardo, aber auch Dürer, forschten zeichnerisch der Regel für die menschliche Physiognomie nach, allerdings noch nicht mit dem evolutionstheoretischen Interesse des 18. und 19. Jahrhunderts. Aber wo ist, bei diesen und jenen, Individualität lokalisiert?

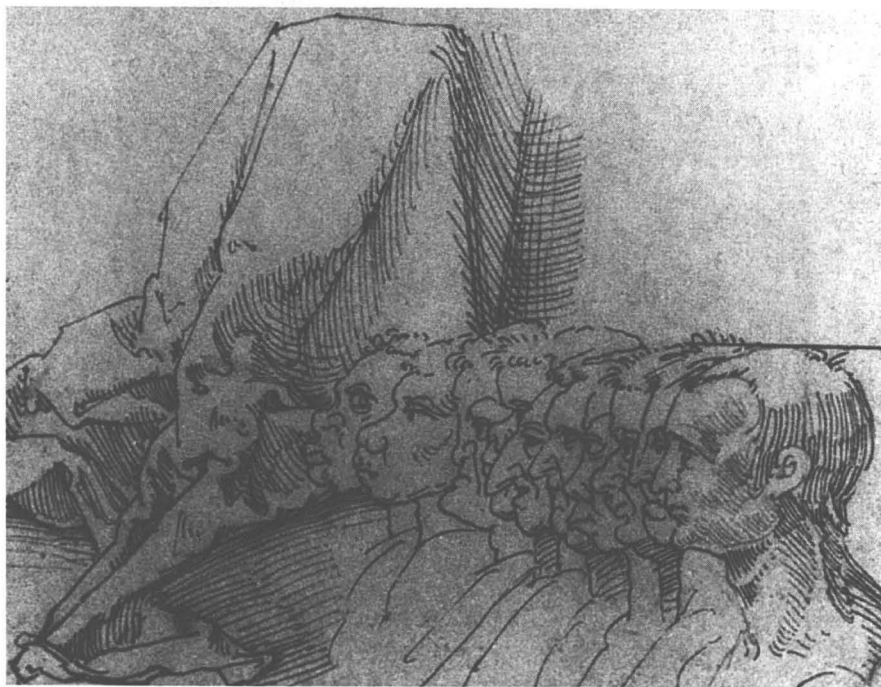


Abb. 3

Dürer scheint sagen zu wollen, daß Individuelles sich am ehesten in der Karikatur zeigt, als Abweichung. Auch der Campersche Winkel gibt darauf noch einen Hin-

weis: die Extremfälle sind gleichsam vollständig determiniert, durch Tierheit einerseits und idealisch phantasierte Proportion andererseits. Hätte Humboldt seinen Einfall von der »inneren, eigentümlichen Natur« hier, im Zwischenfeld, irgendwo unterbringen können, zumal wenn man bedenkt, von welcher Art die Statuen und Gipsabgüsse waren, mit denen er sich in Tegel umgab? Und wie könnte Hegel seine auf den Camperschen Winkel bezogene Behauptung rechtfertigen, in klassizistischer Manier, das griechische (Campersche) Profil sei ein »Ausdruck des Geistigen«, aber, so fügt er kompromißbereit hinzu, »ohne ... alle und jede Individualität zu verban-
nen« (Hegel 1984, 2. Band, S.114). Klassizistisch verstandene »Schönheit« und auf die empirischen Exemplare bezogene »Individualität« geraten hier offenbar ins Gedränge.

Nun hat man – trotz der skeptischen Fragen, in die die Zeichenstudien Dürers hinführen – gesagt, daß »Individualität« als kulturell-symbolisches Strukturmerkmal durch die Renaissance in die Diskurse eingefädelt wurde, und zwar nicht nur als Gestus der bildnerischen Beobachtung, sondern als normative Idee. Seit Jacob Burckhardts Studien wird dies, mit leichten Varianten, gebilligt. Kronzeugen unter den Dokumenten sind vornehmlich die italienischen Portraitmalereien. An diesen wurde immer wieder – am gründlichsten wohl von Gottfried Boehm – erläutert, daß es die Individualität und ihre gegen alles andere autonom sich behauptende Eigentümlichkeit sei, die in solchen Bildern zur Geltung komme (Boehm 1985, Imdahl 1988). Ist das wirklich so, oder zeigen nicht gerade diese Bilder die theoretische Weglosigkeit der Rede von »Individualität«?



Abb. 4

Dieses um 1508 gemalte Bildnis eines jungen Mannes ist ein nicht nur frühes, sondern auch herausragendes Exemplar jenes Genres.³ Alle wesentlichen, für »Individualität« reklamierten Bildmerkmale sind hier bereits versammelt: Eine subtile Aufmerksamkeit für physiognomische Differenzierung, bis in die feinste Schattierung der Haartracht hinein; die Drehung des Kopfes, die das mögliche Stereotype der en-face-Darstellung ebenso zu vermeiden sucht wie die Darstellung eines klar gezeichneten Profils; die dadurch bewirkte »Räumlichkeit« der Figur, und das heißt: ihre Disposition für Handlungen, für Tätigwerden, für unvorhersehbar Künftiges; der Verzicht auf ablenkende Tiefen im Bildraum, wie etwa kurz vordem noch gebräuchlich, mit Fensterausblicken in Landschaftliches, das die dargestellte Person im Sozial-Allgemeinen von Zeit und Region lokalisiert – der Vorhang im Hintergrund zeigt nur Räumliches *überhaupt* und lenkt den Blick nicht auf verallgemeinernde Attribute, in deren Kontext die dargestellte Person einzufügen wäre – die »Bedeutung« des Vorhangs betont sein Zurücktreten hinter das, was hier dargestellt werden soll; die grüne Bordüre, nur noch bildsyntaktisch ins Spiel gebracht, lenkt höchstens – wenn sie denn überhaupt noch etwas außer der Blickbewegung des Betrachters lenkt – zurück auf die dargestellte Person; um so wichtiger wird die ikonographische Anspielung oben rechts im Bild, wie ein allegorischer Kommentar, aber nun soweit zurücktretend, daß man es fast übersehen könnte – ein Kommentar zur Zeit, in der Kerze symbolisiert und vergehend. Es scheint mir so, im fast versteckten Lichte dieser Kerze, daß Allegorisch-Allgemeines nur eben noch als ein ferner Schein zur Sprache gebracht werden soll, die Lokalisierung dieser Person nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit.

Tritt damit »Individualität« ins Bild, das, was Humboldt die »innere Natur« nannte? Dieser sprachliche Ausdruck deutet die Schwierigkeit an, und der Maler Lorenzo Lotto sucht sich ihr in einer seltenen Entschlossenheit zu nähern, aber vergeblich. Denn: Welche Chancen gibt es überhaupt, vom Äußeren auf Inneres zu schließen? Das ist nicht nur ein Problem für Maler. Die »Traumdeutung« Sigmund Freuds, dieser epochale Versuch, dem »Inneren« auf die Spur zu kommen, schickt uns auf einen unabschließbaren Weg. Wenn Lotto und andere Portraitisten des Cinquecento auf die damals sonst gebräuchliche Akzentuierung der Perspektive verzichteten, dann ist das vielleicht ein früher bildkompositorischer Hinweis auf diese Unabschließbarkeit, ein Hinweis darauf, daß »Individualität« und damit die »innere Natur« eben *nicht* durch einen identifizierbaren Fluchtpunkt bestimmt werden kann. Andernfalls wäre das Individualitätsprojekt schon bildsyntaktisch verfehlt.

Nelson Goodman zog, nicht aus diesen, aber aus anderen Beobachtungen der Kunstszene die Konsequenz, daß, wenn man schon die Unterscheidung von innen und außen gelten lassen will, ein Bild das »Innere« nur »metaphorisch exemplifiziere« (Goodman 1976). Bilder können demnach keine Innenwelt zeigen, sondern höchstens Metaphern dafür in Vorschlag bringen. Von »Metapher« kann allerdings nur insofern die Rede sein, als deren zweite Komponente, neben den im Bild verwendeten Signaturen, das Erleben/Empfinden/Einbilden der Betrachter geltend gemacht werden kann. Die Sprache des Bildes, die Elemente also, aus denen solche Metaphern gebaut werden könnten, sind physiognomische Zeichen. Vergeblich versuchte indessen die Physiognomik, vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zu Lavater, Camper

und (satirisch) Grandville, die Zeichen für »Individualität« zu ermitteln, also die zweite Hälfte der Metapher zuverlässig zu erschließen. Offenbar läßt sich diese aus dem Repertoire des Allgemeinen nur, im Sinne metaphorischer Exemplifizierung, »konstruieren«, als immer weiter gesteigerte Vervielfältigung der physiognomischen Merkmale, als Bemühung des Beobachters, aus dem sinnlich-äußerlich Gegebenen eine »Innenwelt« zu erfinden. Die ausufernde Individualitätsrhetorik könnte sich also durch die Grenzen, die im Bild sich zeigen, belehren lassen. (Wieviele Geschichten muß man über eine Person erzählen, damit uns endlich ihre »Individualität« verständlich wird?)

II SELBSTPORTRAITS

Das Konstrukt muß deshalb nicht haltlos sein. Aber wo, wenn nicht in den empirischen Beschreibungen, könnte es seinen Halt haben? Man hat gesagt (Boehm 1985, S. 97), daß Individualität am ehesten zugänglich sei über den Namen und die Erzählung. Was wäre gewonnen, wenn wir den Namen jenes von Lotto gemalten Jünglings wüßten? Vielleicht wäre etwas gewonnen, wenn wir auch über seine Geschichte etwas in Erfahrung brächten. Hier verschwistert sich das idealistische Individualitäts-Motiv mit dem gegenwärtigen Interesse an Autobiographien. In dieser zweiten, weit in die qualitative Sozialforschung hineinreichenden Komponente, in der Pädagogik derzeit sehr beliebt, zeigt sich das gleiche Problem wie schon im Portrait von Lotto: Das Individuum wird dann doch zum Fall, zum Exempel für Anderes. Als würden die Sozialforscher es ahnen, daß die Suche nach Individualitäten vergeblich sein könnte, verfahren sie gleich von vornherein so, daß das Allgemeine in den Blick kommt, die »Rolle«, die »Funktion«, die »Struktur«, das für Lokalisierungen sonst geeignete soziale Attribut.⁴ Das scheint mir vernünftig zu sein.

Eben dies war schon das Problem Rembrandts (s. Abb. 5).

In der Folge jener Aufmerksamkeit der Renaissance-Malerei für das Porträt entstand, eine oder zwei Generationen später, das Interesse der Malerei an Selbstbildnissen. Wenn man schon nicht in das Innere der *anderen* Person hineinblicken kann, dann vielleicht in sich selber? Rembrandts Studien sind nicht nur ein entschiedener und wirklich grandioser Höhepunkt solcher Bemühungen, sondern sie dokumentieren auch ihre Vergeblichkeit. 200 Jahre später läßt Georg Büchner, durch Fichte-Lektüre gebildet, seinen Woyzeck sagen: »Dann ... habe ich nachzudenken, wie es wohl angehen mag, daß ich mir auf den Kopf sehe. O, wer sich einmal auf den Kopf sehen könnte!« Maler, besonders wenn sie vor dem Spiegel sitzen, porträtieren sich nicht mit Blick auf den Kopf, aber doch en face. Das Problem bleibt das gleiche. Können sie »sich« malen? Können sie entäußern, was sie als ihre Individualität zu spüren meinen? Nein. Der Lehrgang, den uns Rembrandt in mehr als 60 Versuchen präsentiert, zeigt ihn in nicht enden wollender Variation sozialer Verkleidungen, selbst dort noch, wo das Selbstbildnis eine pure Ausdrucksgeste zur Darstellung zu bringen scheint. Diese Serie von Selbstbildnissen zeigt nicht nur auf die Grenze des szenitisch Sagbaren, sondern auch und vor allem auf die des bildnerisch Darstellbaren. Auch dort noch, wo alle Attribute verschwunden sind – kein Interieur mehr, keine

Staffelei, keine Palette, kein Hinweis durch Kleidung –, bleibt die Ausdrucksgeste sozial, d.h. in die symbolischen und also verallgemeinerten Ausdrucksgesten der Physiognomie und des kulturellen Umfeldes eingebunden. Dies alles aber sei, so meinte Merleau-Ponty, als Allgemeines nur »passiv« konstituiert (Merleau-Ponty 1966, S.486); »Individualität« gründe sich demgegenüber in »Aktivität«. Von dieser indessen gibt es höchstens Spuren. Sie zeigen sich kaum im Sujet; am ehesten vielleicht in der Mal- oder bei Poeten in der Schreibweise. Freilich können wir aus dem Duktus des Pinsels, des Stifts, der Nadel Rembrandts Objekte relativ rasch aus vielen anderen herausfinden (aber auch in dieser Hinsicht gibt es Schwierigkeiten, weil auch andere dies als »Manier« übernommen hatten).



Abb. 5

»Individualität« oder gar »innere Natur« sind also Konstruktionen aus der Beobachterperspektive, das, was die Beobachter sich hinzudenken. Der in vielen Hinsichten unvergleichliche Lessing hatte das schon gut im Blick, als er, im »Laokoon«, meinte, es sei die »Einbildungskraft«, die sich Individualität »hinzudenke« (zit. nach Boehm 1985, S.99). Derartige Konstrukte der Einbildungskraft zum Orientierungspunkt für praktische Empfehlungen zu machen, scheint mir eine ziemlich abenteuerliche Operation zu sein. Aber weiß ich, ob das Abenteuer nicht notwendig ist?

Es wäre lohnend, eine Geschichte des Selbstportraits zu schreiben, die nicht unsere kulturelle Gewohnheit der Rede von »Individualität« bekräftigt, sondern sie als deren Scheitern beschreibt – nicht allerdings als Problem der Subjekthilosophie, aber doch als eine Vorstellung, die für das Erziehungs- und Bildungshandeln leitend sein könnte. Selbstbildnisse geraten beispielsweise in unserem Jahrhundert nicht nur ins Hin-

tertreffen, sondern sie zeigen, je mehr wir an unsere aktuelle Gegenwart herankommen, geradezu verzweifelte Findungsgesten. Ich zeige nur zwei Beispiele (Abb. 6/7).



Abb.6

Beide Porträtisten nennen ihre Objekte zwar noch »Selbstbildnis«; man darf sie, aus diesem und aus anderen Gründen, deshalb der mit Rembrandt begonnenen Kulturreihe zurechnen. Aber während Rembrandt, zwar auch schon mit gequälter Geste, dem Geheimnis des Selbst noch nachzuforschen versucht, wird es hier, nicht weniger gequält, als ein Darstellbares verabschiedet. Die Geste des Ausstreichens oder Übermalens, die Geste der instrumentell verzerrten Physiognomie lassen die Stellen, an denen Individualität sich zeigen könnte, leer. Über »innere Natur« gibt es nichts zu sagen. Um so mehr tritt die Außenseite hervor. Der pure Körper und seine Oberfläche, seine Abdrücke und die Spuren, die er hinterläßt, sind das Thema, das nun in die Aufmerksamkeit rückt. Das gilt weniger für Rainer und Helnwein, mehr indessen für das, was sonst gegenwärtig als Körper-Inszenierung in der Kunst vorkommt (vgl. Identity and Alterity 1995). »Individualität« schrumpft demgegenüber zum abgesunkenen Kulturgut, zum Kleinbürger- oder Großbürgerprojekt eines bloßen, aber leeren Versprechens. Die Aufmerksamkeit auf den Körper ist eine Aufmerksamkeit auf das Subjekt, keine auf »Individualität«, sofern mit dem Ausdruck »Subjekt« gerade auf das Allgemeine der Gattung hingewiesen werden soll, auf »Herr und Knecht« in einer Person, nicht aber auf irgendwie Einzelnes. So auch von Rainer und Helnwein.



Abb. 7

Ist nun also Individuelles vollständig verschwunden? Nein. Es bleibt, wie bei Rembrandt, durch die gewalthaften Zerstörungs- oder Negationsgesten gerade noch erhalten, wenngleich nur als mittelbare Spur der künstlerischen Tätigkeit, im Schwung des Pinsels oder im Mechanismus der Kamera. Ist also vielleicht die zu Beginn zitierte Meinung Michel Serres' gar nicht so abwegig, wie es zunächst scheinen könnte, nämlich daß die Seele, das Ich, die Individualität ihren Sitz hier zwar nicht in der Nägel schneidenden Fingerspitze, aber im ästhetischen Akt, in Pinsel und Kameraverschluß haben? Befindet sich die »innere, eigentümliche Natur« dann im Kameraverschluß? Hat man erst einmal die Alternative von Innen- und Außenwelt gewählt, dann scheint es, als geriete man immer tiefer in die Sackgasse hinein; denn nun, wo die Künstler weitere Nachforschungen nach »Individualität« verabschieden wollen, verlagert sich die Frage endgültig zum Beobachter hin: Können wir die Tätigkeits Spuren von Pinsel und Kamera als Dokumentation der »inneren Natur« interpretieren? Das hieße, daß der Negations-Gestus der Kunstobjekte eine positive Suchbewegung, nun zur Individualität des Künstlers hin, provoziert – aber man ahnt schon, daß auch diese sich rasch in schlechten Spekulationen verfangen könnte.

III AUTONOMIE

Derartiges liegt in der Nähe der schon von Humboldt vorgenommenen Verknüpfung von Individualität und Autonomie. Jenes »Ursprüngliche«, schlechthin »Individuelle«, jene »innere, eigentümliche Natur« zeige sich »nach Abzug aller dasselbe bestimmenden Ursachen«, ein Restposten also, der keiner Heteronomie mehr unterworfen ist. Ist dieser Rest, die Entscheidung für *diesen* Strich, für *diesen* »Augen«-Blick der Kamera, »Autonomie« genannt, noch für irgendeine empirische Prozedur zugänglich? Oder ist das nicht eher eine parabolische Rede, deren Triftigkeit deshalb erst im Unendlichen sich erweist? Adorno, der die Schwierigkeiten der Problemstellung deutlicher sah als Humboldt, versuchte zu erläutern, daß, wenn schon Individualität und Autonomie mögliche Kandidaten für Gegenstände der Erfahrung sein sollten, sie nur in der Reflexion auf die eigene Erfahrung sich zeigen könnten. Die Tränen, die ihm, nach eigenem Bekunden, bei der Musik Schuberts kamen, weisen darauf hin; sie bleiben aber der wissenschaftlichen Rede entzogen. Diese entdeckt vielmehr überall nur die gesellschaftlichen Bedingungsfelder, in die die Musik, als Komposition, Aufführungspraxis und Rezeption, verwoben ist. Die »Träne« stellt sich nur gleichsam am Rande ein, nach dem schmerzhaften Durchgang durch die Analyse. Am Ende einer solchen Analyse der Kammermusik heißt es deshalb: »Was eine Funktion hat, ist ersetzlich; unersetzlich nur, was zu nichts taugt« (Adorno 1973, S. 291).

Autonomie wäre demnach Untauglichkeit, nur als Negation bestimmbar. Das gilt für die Träne wie für das Werk. Luigi Nono, zu dessen frühen Kompositionen Adorno keinen Zugang mehr fand, gab 1980 ein Beispiel:

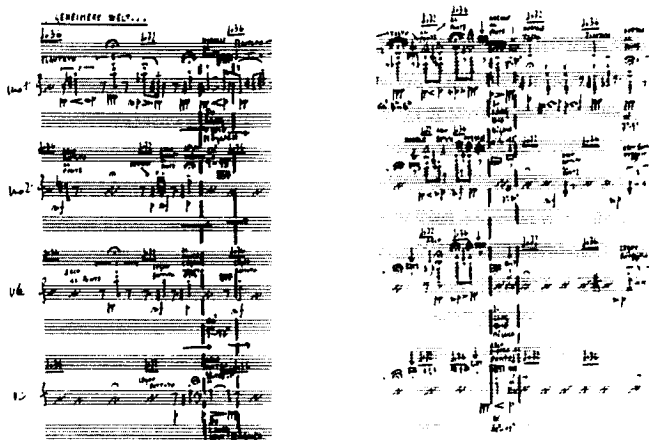


Abb. 8

Als Auftragswerk für das Beethoven-Festival in Bonn komponiert, ist es zwar ein Objekt des bürgerlichen Warenmarktes. Außer dem damit definierten Tauschwert verweigert dieses Stück aber jede Tauglichkeitserwartung. Das wurde Nono übelge-

nommen, erwartete man doch von ihm eine Fortsetzung der politisch-agitatorischen Komponenten, die in seinen früheren Opera häufig waren: »Autonomie« also als enttäuschte Erwartungen (vgl. Henius 1993). Für keinerlei pragmatische Zusammenhänge, schon gar nicht für moralische, kann diese Musik tauglich sein – höchstens für die Zahlung des Honorars an den Komponisten. Für sie gilt nur die größte Konzentration auf die Lösung eines musikalischen Problems, unter Absehung von allem anderen. Es kommt nur darauf an, »ob es stimmt«, bekräftigte Nono eine anekdotisch mitgeteilte Äußerung Bachs. Das erinnert an die Meinung Maria Montessoris, die Selbständigkeit des Kindes zeige sich am ehesten in der konzentrierten Aufmerksamkeit für Operationen, in denen Sinnlichkeit und Verstand gleichermaßen in Anspruch genommen werden, und dies sei höchst lustvoll, gerade *weil* keinerlei pragmatische Kalkulation des Kindes in Anspruch genommen wird – seit Kant und Schiller ein theoretischer Topos.

Was sich an der Kammermusik oder bei Maria Montessori zeigt, das findet man auch in der bildenden Kunst, besonders prägnant im Stilleben. Es scheint mir bemerkenswert zu sein, daß nicht nur die (vergeblichen) Bemühungen der Porträtmalerei an das Autonomie-Problem heranführen, sondern, wenn ich recht sehe, gerade das Stilleben.

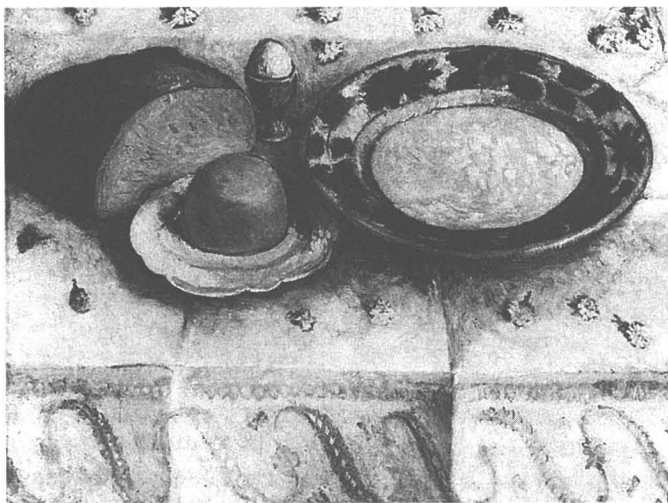


Abb. 9

Als »Nature morte« löst dieses Genre, diese Gattung, das Sujet aus allen pragmatischen Kontexten heraus. »An die Stelle des gegenstandsabbildenden tritt ein gegenstandshervorbringendes Malen«, konstatierte Imdahl, »das den Gegenstand durch ... nichts außer sich bedeutenden Sichtbarkeitswerten neu erschafft« (M. Imdahl zit. nach *Stilleben in Europa* 1979, S. 524). Nirgends außer im Stilleben der Moderne wird dieser Gestus derart prägnant vorgeführt. An Paula Modersohn-Beckers Bild ahnt man schon die spätere, noch konsequentere Reduktion des Themas von Moran-

di; man erkennt aber auch die Vorgeschichte, etwa in Manets »Zitrone«, oder in dem schon um 1730 gemalten Krug von Chardin:

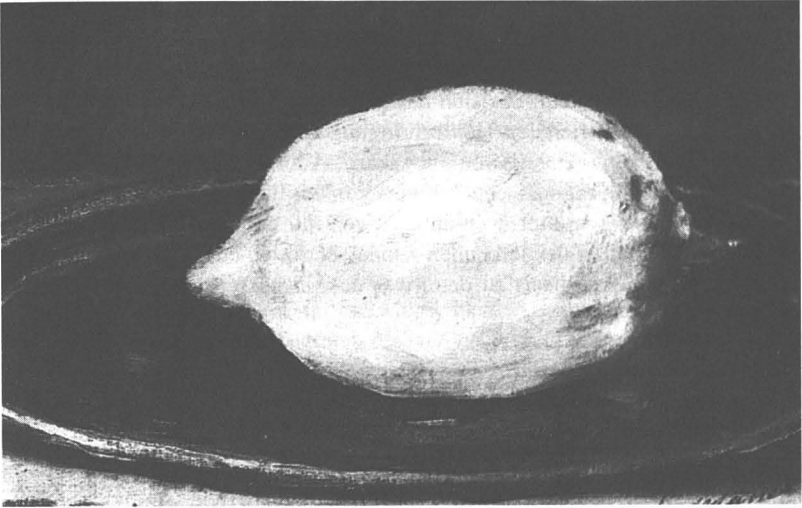


Abb. 10



Abb. 11

Diese äußerste Konzentration auf das Problem der Sichtbarmachung von etwas (vgl. dazu Fiedler 1991, Boehm 1994) – wie im Falle Nonos auf das Hörbarmachen von etwas – gibt einen Hinweis auf Autonomie (sowohl der Künste als auch des Subjektes!) nur insofern, als auch das Stilleben, »Nature morte«, eine Geste der Negation ist. Freilich läßt sich auch diese kulturhistorisch in die Heteronomien von Moden und Märkten, von ikonographischen Traditionen und ideologischen Stereotypen einreihen. Das gilt aber von allem, das sich das Etikett »Autonomie« zuschreibt. Es liegt indessen in solchen artifiziellen Hervorbringungen immer auch der andere, kultursoziologisch nicht einholbare Sinn: die Träne Adornos, das Fremde der Klänge Nonos, diese völlig unpragmatische Aufmerksamkeit für das Stilleben, für das Nicht-Ich, das Ding, das sich, wie tot, weit entfernt von mir aufhält, aber auch Montessoris Ideen zur Selbständigkeit des lernenden Kindes berühren eine empirisch nicht zureichend beschreibbare Antithesis zu dem, was uns, in wissenschaftlicher Einstellung, zugänglich ist.

IV

SCHLUSS: EINIGE THEORETISCHE ERWÄGUNGEN

Aus den vorgetragenen Hinweisen, Beschreibungen und (sehr knappen) Erörterungen gewinne ich den (hypothetischen) Vorschlag, Vokabeln wie »Individualität« und »Autonomie« in der Rhetorik der Erziehungswissenschaft zu vermeiden, sofern damit irgendein empirisches Datum, irgendeine normative Erwartung verbunden sein sollte, die dasjenige positiv anleiten könnte, was wir »pädagogisches Handeln« nennen. Die modische Vokabel »Selbstverwirklichung« ist dafür ein signifikantes Symptom. Wenn ich mein »Selbst« kenne, es also schon wirklich ist, was gibt es da zu verwirklichen; kenne ich es nicht, was ist dann das, was zu verwirklichen wäre (vgl. Tugendhat 1979)? Die Vokabel ist indessen nicht so aporetisch, wie es scheinen könnte. Sie verweist, so unpassend hier auch der Ausdruck »verwirklichen« sein mag, auf ein Problem, das man nur dann verfehlt, wenn man sie als empirisch-normative Aufforderung versteht, als nur peinlich-falsche Beschreibung dessen, was der Fall ist oder der Fall sein sollte, und nicht als Hinweis auf eine aufklärungsbedürftige Schwierigkeit des Denkens, Redens und Handelns.

Von ganz unerwarteter Seite kommt uns nun Hilfe zu. Wenngleich in anderen Vokabularen, wird uns in der Naturwissenschaft z.B. folgendes vorgetragen: Im Hinblick auf die Evolution der Gattung sind zuverlässige Prognosen nicht möglich; zwar gibt es »zyklische« Verläufe, verstehbar nach dem Modell reversibler, also wiederholbarer Zeit; wir können die Experimente Galileis mit der auf schräger Fläche rollenden Kugel wiederholen und kämen, im Prinzip, zu gleichen Ergebnissen; dies ist etwa so, wie in den musiksoziologischen Analysen Adornos die Gesetze des bürgerlichen Warenmarktes als »wiederholbar« beschrieben werden oder wie unsere Bildungseinrichtungen die Wiederholbarkeit von Bildungsverläufen zu institutionalisieren versuchen. Aber ebenso gibt es die »irreversible Zeit«, Verläufe also, die nicht wiederholbar und nicht vorhersehbar sind, die mit »fraktalen Strukturen«, mit nicht-kalkulierbaren Brüchen im Fortgang der Ereignisse zu tun haben. Man kann nicht vorhersagen, welche Richtung der »Zeitpfeil«, der nicht der Regel des Zyklus, der

reversiblen Zeit folgt, demnächst nehmen wird. Friedrich Cramer nennt dies die »Gratwanderung« alles Lebendigen (Cramer 1995), eine in jedem Moment labile Gleichgewichts-Erwartung. Der Mensch kann sich bei der Lösung dieser biologisch auferlegten Aufgabe auf das Zyklische, zuverlässig Wiederkehrende stützen und, um im Bild zu bleiben, auf allen vieren über den Grat kriechen. Entschleißt er sich zum aufrechten Gang, muß er sich, wenigstens heuristisch, zu einem wie auch immer risikanten Gegengewicht entschließen. Die ideellen Konstrukte von Individualität und Autonomie sind vielleicht solche Gegengewichte. Wir können sie zwar nicht empirisch identifizieren, als etwas, worauf Verlaß wäre; sie sind nur mental gegeben als Vorstellung, nur schwach konturiert. Wir können sie deshalb auch nicht normativ, in Erziehungs- und Bildungstheorien, zur Geltung bringen, als Handlungsempfehlungen etwa, denn dann müßten wir über prognostisches Wissen verfügen. Individualität und Autonomie sind also, im strengen Sinne dieser Rede, »kontrafaktische« Ideen, die auf keine Wirklichkeit, sondern nur auf Möglichkeiten verweisen (Rittelmeyer 1993, S. 131), auf Hoffnungen einer Gattung, die sich noch nicht aufgegeben hat.

Die empirische Uneinlösbarkeit der beiden mich hier interessierenden Vokabeln führt also nicht in den Vorschlag, sie und das, was sie meinen, schlechterdings als Bezugsmarken zu liquidieren, auch wenn sie eines noch wissenschaftlich zu nennenden Sinnes entbehren sollten. Sie verweisen auf ein Paradox, das in einem hier vielleicht treffenden Physiker-Witz gut formuliert ist: Ein Physiker hat sich ein Haus gebaut und lädt einen Kollegen zum ersten Besuch ein. Über der Haustür ist ein Hufeisen, ein Glücksbringer also, angebracht. Der Besucher fragt: »Wie denn das? Bist Du inzwischen abergläubisch geworden?« Der Hausbesitzer antwortet: »Nein. Natürlich nicht. Nicht entfernt. Aber: die Leute hier sagen, es hilft, auch wenn man nicht dran glaubt!«

Anmerkungen

- 1 Diese Textpassage verdient freilich genauere Erörterung. So ist etwa die Frage, was eine »in der Erscheinung wurzelnde Idee« sei, nicht leicht zu beantworten. Es steckt in dieser Formel ein halbherziger Platonismus, eine ärgerliche Ungenauigkeit. Der Gedanke aber, den Humboldt hier zum Ausdruck bringt, eröffnet, zur nicht-platonischen Seite hin, eine Argumentation, die in der neueren Psychologie zu einer empirischen Beschreibung des »Selbst« geführt hat: Demnach ist das Selbst die Vorstellung, die ich mir von mir, von meinem Gewordensein, unterschieden von allen anderen mache, erkennbar auch für andere (vgl. KEGAN). Ob dieses mir zum virtuellen Objekt werdende »Selbst« eine »Individualität« als »etwas Ursprüngliches« genannt werden darf, kann man auf sich beruhen lassen. Und da es sich lebensgeschichtlich beständig ändert, ist auch Humboldts Formulierung, jenes »Ursprüngliche« sei die Quelle eines »tätigen Bestreben(s), seiner inneren, eigentümlichen Natur äußeres Dasein zu verschaffen«, diskussionsbedürftig. »Individualität« wird hier offenbar als ein organisches Energiepotential gedacht, das in der Lage ist, sich beständig gegen die »bestimmenden Ursachen« Geltung zu verschaffen. Dieser Gedanke ist freilich eine unerschöpfliche Quelle für Reform-Ideologien.
- 2 »Systemische« Theorien haben nicht das »Subjekt« liquidiert, als die Bezeichnung für eine Gattungseigenschaft des Menschen. »Individualität« aber fungiert in ihnen höchstens als nahezu kontingentes Merkmal von Exemplaren innerhalb eines viel weiteren und ziemlich komplexen Systems, zunächst innerhalb von Sozietäten, dann aber auch zwischen Mensch und Natur (vgl. BATESON). Die Problemlage wird dort völlig anders beschrieben als in der traditionellen pädagogischen Literatur.
- 3 Die Wahl dieses Bildes und die Stichworte seiner Deutung verdanke ich G. BOEHM (1985), S. 167 ff.

4 Ein solches Attribut kann auch »dialektisch«, wie es gelegentlich heißt, konstruiert sein. Es hat dann eine »negative« Form: die nur versprochene, aber nicht erreichte »Mündigkeit«; die erwartete, aber nicht realisierte »Individualität«. Versprechen oder Erwartung (oder Ähnliches) aber versuchen, mit Bezug auf Individualität und Autonomie, Unbeschreibliches zur Geltung zu bringen. Es ist deshalb naheliegend, daß die qualitative Sozialforschung von ihren generalisierten Konstrukten her (Rolle, Struktur, Funktion, Position, Karriere, Mündigkeit etc.) auf die Individuen blickt. Diese selbst, ihre emphatischen Korrelate von Individualität und Autonomie, bleiben der empirischen Forschung verborgen. Sie kann sie nur heuristisch erschließen oder, noch vorsichtiger ausgedrückt, umkreisen.

Literatur

- Adorno, Th. W.: Einleitung in die Musiksoziologie. Gesammelte Schriften 14. Frankfurt/M. 1973
Boehm, G.: Bildnis und Individuum. München 1985
Boehm, G. (Hrsg.): Was ist ein Bild? München 1994
Cramer, F.: Gratwanderungen. Das Chaos der Künste und die Ordnung der Zeit. Frankfurt/M. 1995
Fiedler, K.: Schriften zur Kunst, 2 Bände, hrsg. von G. Boehm. 2. Aufl. München 1991
Frank, M./Haverkamp, A. (Hrsg.): Individualität. München 1988
Goodman, N.: Sprachen der Kunst. Frankfurt/M. 1976
Hegel, G. W. F.: Ästhetik. 2 Bände, hrsg. von Fr. Bassenge. 4. Aufl. Berlin und Weimar 1984
Henius, C.: Schnebel, Nono, Schönberg oder Die wirkliche Musik und die erdachte Musik. Hamburg 1993
Humboldt, W. v.: Schriften zur Anthropologie und Geschichte. Werke in 5 Bänden, hrsg. von A. Flitner und K. Giel, Band 1. Darmstadt 1960
Identity and Alterity. Figures of the body 1895/1995. La Biennale di Venezia. Venezia 1995
Imdahl, M.: Relationen zwischen Porträt und Individuum. In: Frank/Haverkamp, a.a.O.
Kegan, R.: Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben. 2. Aufl. München 1991
Merleau-Ponty, M.: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1966
Parmentier, M.: Das gemalte Ich. Über die Selbstbildnisse von Rembrandt. In: ZfPäd. 1997 (im Druck)
Rittelmeyer, Chr.: Individualität und Autonomie. In: Bildung und Erziehung 1993, Heft 2, S. 129ff.
Rudolph, E.: Odyssee des Individuums. Stuttgart 1991
Serres, M.: Die fünf Sinne. Frankfurt/M. 1993
Stilleben in Europa. Hrsg. von G. Langemeyer und H.-A. Peters, im Auftrage des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe und der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden. Münster 1979
Tugendhat, E.: Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Frankfurt/M. 1979
Wünsche, K.: Bildung, Anthropologie, Karikatur. In: Ästhetik/Aisthesis, hrsg. von K. Mollenhauer und Chr. Wulf. Weinheim 1996

Verzeichnis der Abbildungen

- Abb. 1: Petrus Camper: Gesichtswinkel vom Affen bis zum Apollonkopf. 1792; zit. nach N. Borrmann: Kunst und Physiognomik. Köln 1994, S. 146
Abb. 2: J. G. Grandville: Apoll steigt zum Frosch hinab. 1844; zit. nach N. Borrmann, a.a.O., S. 171
Abb. 3: Albrecht Dürer: 10 Profile, ca. 1515; zit. nach K. Wünsche, a.a.O.
Abb. 4: Lorenzo Lotto: Jüngling vor weißem Vorhang, um 1508; Wien, Kunsthistorisches Museum
Abb. 5: Rembrandt: Selbstportraits, 1630; zit. nach Chr. Wright: Rembrandt. Self-Portraits. London 1982
Abb. 6: A. Rainer: Selbstporträts, 1971–73. Zit. nach: Identity and Alterity, a.a.O., Nr. 496ff.
Abb. 7: G. Helnwein: Selbstporträt. Zit. nach: G. Helnwein, hrsg. von Peter Feierabend, Köln 1992, S. 48
Abb. 8: L. Nono: Fragmente – Stille, an Diotima; Streichquartett (1979/80); Partitur zit. nach W. Seidel: Tönende Stille – Klänge aus der Stille. In: Kunst verstehen – Musik verstehen, hrsg. von S. Mauser. Laaber 1993, S. 249f.
Abb. 9: P. Modersohn-Becker: Stilleben mit Milchsäure (Der Frühstückstisch) 1905, Ludwig-Roselius-Sammlung der Böttcherstraße, Bremen
Abb. 10: E. Manet: Le Citron, 1880–1881. Paris, Musée d'Orsay
Abb. 11: J.-S. Chardin: Wasserglas und Kaffee-Topf, 1760. Pittsburgh, Museum of Art, Carnegie Institute